

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hirtler, Franz: Liberatus und das Vogelnest. Novelle

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Liberatus und das Dogelneß.

Novelle von Franz Hirtler.

Von einem Müller ist es nicht weiter verwunderlich, daß er ein nachdenklicher Mensch ist, der beim einörmigen Gang seines Mahlwerks sich gern Gedanken macht über den Lauf der Welt und über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, mit der das Schicksal die Güter des Lebens verteilt.

Liberatus Laule, der Oberhambacher Müller, gehörte zu diesen Sinnierern, war auch zuzeiten etwas melancholisch, trug aber nach außen stets eine Lustigkeit zur Schau, die manchmal zwar sich zu einem Spott über menschliche Torheiten aufspielte, nie aber bössartig wurde.

Wenn er in seinem schindelgedeckten Häuschen, hinter dem der Mühlbach rauschte, manchmal laut schreiend mit seiner Frau sich unterhielt, klang es zwar wie ein erbitterter Streit, aber wer genauer zuhörte, merkte, daß es eine ganz sachliche Auseinandersetzung war, bei der Liberat, nur um den Lärm des Mahlwerks zu übertönen, seine Meinung mit dem Fortissimo seiner Tenorstimme sagte. Obwohl er die Weibskente, alle ohne Ausnahme, für unmäßig hielt, einen Gedanken zu erlassen, der länger war als ihre Nase, bemühte er sich doch oft, seine Frau mit den Ergebnissen seines Sinnierens bekannt zu machen. Diese Gespräche ergingen sich nun freilich nicht über solche Dinge, die nur theoretischen Wert haben, etwa über die Frage, ob der rote Marskern bewohnt sei, ob die Hunde eine Seele haben, ob der Mensch vom Affen abstamme und dergleichen. Nein, er blieb mit seinen Betrachtungen immer im Bereich dessen, was sich um ihn abspielte. Er suchte den Erfahrungen des täglichen Lebens dann irgend eine höhere Erkenntnis abzugewinnen, eine Regel, wie er sagte. Seine Frau Juliane hatte ja zu seinem Leidwesen nicht das rechte Verständnis für seine Weisheit, und er befand sich darum oft in einer ähnlichen Lage wie der große Sokrates gegenüber seiner Kantiippe, ob schon Juliane nie dazu kam, ihrem philosophischen Gemahl einen Kübel Wasser über den Kopf zu gießen. Denn der Müller trieb ja praktische Lebensweisheit und konnte daher nicht unter den Pantoffel geraten wie jener verehrungswürdige Denker Griechenlands. Was Liberat einmal als „Regel“ erkannt hatte, das wurde unter allen Umständen, ob seine Frau auch schalt oder stichelte, durchgeführt.

Die Angelegenheit nun, um die sich der äußere Verlauf dieser Geschichte dreht und wegen der der Müller in lautestem Stimmeinsatz mit seiner Frau im Disput lag, betraf einen Steinbruch. Am Südhang des Hambachtals schaute eine rötliche Felswand aus dem Kiefernwald hervor. Dort waren vor über einem Menschenalter die

Steine zum Oberhambacher Rathaus gebrochen worden. Seither wurde der Steinbruch nicht mehr benutzt. Himbeer- und Brombeerhecken hatten die Zufahrt überwuchert.

Nun war aber plötzlich diese Wildnis zu einem Wertobjekt geworden, denn die Oberhambacher hatten beschlossen, ein neues Schulhaus zu bauen. Dem Besitzer des alten Steinbruchs winkte nun ein gutes Geschäft. Der Baumeister, dem die Erstellung des neuen Schulhauses übertragen worden war, hatte gleich sein Augenmerk auf die roten Sandsteinfelsen gerichtet. Nun hatte die Geschichte aber einen Haken, an dem die schönen Hoffnungen des Besitzers hängen bleiben mußten. Es war im Lauf der Jahre ein Wechsel in den Besitzverhältnissen an jenem Südhang eingetreten, so daß der Bauer des dort gelegenen Vitushofs, Konrad Bilharz, nicht mehr die Möglichkeit hatte, aus jenem Steinbruch einen Abfuhrweg zu bauen. Ehemals mochte die Fahrstraße für die Steinfuhrwerke am Waldrande hin und dann quer über die Bergwiese hinter der Mühle des Liberat Laule gegangen sein; eine Reihe von Nupfbäumen deutete das jetzt noch an. Diese Wiese, die einstmals zum Vitushof gehört hatte, versperrte nun die Zufahrt zu dem Steinbruch, aus dem der Bauer Konrad Bilharz nun ein schönes Geld herausholen wollte.

Als Liberat von der Sache hörte, piff er zunächst lustig durch die Zähne, schüttete erst noch Korn auf und ging dann bedächtig aus seinem Häuslein über den Steg und aufwärts bis zu der Wiese, die dem Bilharz den Weg zum Steinbruch versperrte. Dort stand er in seinem mehlbestäubten Gewand lange auf der grünen Fläche, die sein Eigentum war, die er aber noch nie so geschätzt hatte wie jetzt. Es war klar, daß der Vitusbauer keine andere Zufahrt zu den Felsen hatte, als über die Wiese. Liberat schaute vergnügt zum Vitushof hinüber und piff seine Lieblingsweise:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,
Wir erheitern einander das Leben.
Ach, wenn es nur immer so blie.

Zwar erheitern wollte er dem Bilharz das Leben nicht! Haha, nein dazu war ihm diese Wiese von Gott nicht gegeben worden! Hier mußte der Vitusbauer endlich erfahren, daß einmal etwas nicht nach seinem Wunsch ging! Nie, nie sollte ein Wagen über seinen Grund und Boden fahren! Die Steine für das Schulhaus mochten sie holen, wo sie wollten, nur nicht aus dem Steinbruch des Bilharz!

Er wandelte über die Wiese, die nur mit geringem Gras bewachsen war und dachte, daß es doch auch nicht der höheren Gerechtigkeit entsprach, wenn einem Menschen alles immer

nach Wunsch ging. Dem Vitusbauer war stets alles geclakt, was er angefangen hatte. Stand nicht drunten am Bach seine vor fünf Jahren erbaute Sägemühle, die nun das stattlichste Werk im ganzen Tal geworden war? Hatte der Vitusbauer nicht in der Zeit der Papiermilliarden allen Wald droben am Kapf zusammengekauft und die Kaufsummen schließlich aus der Westentasche bezahlt? Stand nicht neben dem schönen alten Vitushof nun ein prächtiges neues Leibgedinghaus? Eine eigene elektrische Anlage hatte sich der Vilharz auch eingerichtet. Die

lieferte ihm Licht und Kraft, die keinen Pfennig kostete. Und nun der Steinbruch! Es ist genug, Vitusbauer! dachte Liberat laut vor sich hin. So darf es nicht weitergehen mit dir, sonst ist keine Ordnung mehr auf der Welt!

Im Hintergrunde dieser Gedanken stand aber eine alte Geschichte, an die Liberat nicht gern dachte. Zwanzig Jahre hatte er versucht, sie zu vergehen, aber wer kommt über so etwas hinweg! Als junger Bursch hatte er an des Hirschenwirts Magdalene einen großen Gefallen. Beim Tanz und bei den Zusammenkünften der jungen Leute war er stets an ihrer Seite; die Sache nahm auch einen guten Anlauf, er erlebte glückliche, süße Stunden mit ihr und Magdalene versprach, seine Frau zu werden. Dann aber wurde Liberat zu den Leibgrenadieren eingezogen und während dieser zwei Jahre machte sich der Konrad Vilharz, der nicht Soldat wurde, an das Maidli heran. Bald nachdem Liberat zurückgekommen war, hatte der Vitusbauer die Magdalene geheiratet. Die gekränkte Ehre war schon vorher in einer ausgiebigen Prügelei, bei der Liberat den Vilharz in den Hammbach warf, zu ihrem Recht gekommen. Den Liebestummer unterdrückte er, indem er kurzerhand die Juliane nahm, die auch ein ganz nettes Maidli und nicht die schlechteste Partie war.

Liberat nahm sich vor, seiner Frau zunächst nichts von der Steinbruchgeschichte zu sagen.

In seinem Innern triumphierte er über den alten Nebenbuhler und lächelte manchmal, wenn er allein zwischen den Kornsäcken stand, still vor sich hin. Es dauerte nicht lange, da wußte auch Juliane Bescheid. Im „Auerhahn“ war Liberat von dem Vitusbauer gefragt worden wegen des Wegerechts. Ein Wegerecht? hatte Liberat gesagt. Ueber seine Wiese sei nie ein Weg gegangen. Freilich, es sei früher ein Fahrweg dagewesen, erwiderte der Vitusbauer, dort bei den Nußbäumen. Er gebe ihm hundert Mark für ein neues Wegerecht. Da hatte der

Liberat nur gelacht. Hundert Mark? Nicht um fünfhundert! Er lasse sich seine Wiese nicht verschandeln. Dann hatte er rasch seinen Schoppen ausgetrunken und war gegangen. Daheim aber fing er an zu räsonieren, und nun erfuhr Juliane den Sachverhalt.

Hundert Mark, meinte sie, seien ein schönes Geld; die ganze Wiese sei doch höchstens zweihundert wert. Er nannte sie eine dumme Gans, es gäbe noch andere Dinge als das



Liberat schaute vergnügt zum Vitushof hinüber.

Geld. Dem Vilharz dürfe das mit dem Steinbruch nicht auch noch glücken. Es gehe zwar jetzt kurios zu in der Welt, aber hier sei es ihm gegeben, für ausgleichende Gerechtigkeit zu sorgen.

Dummes Zeug, entgegnete Juliane, dafür solle er den Hergott sorgen lassen. Wo man solch eine fette Kuh melken könne, dürfe man nicht hinstehen und Unsinnschwätze. Liberat aber schrie in seinem lautesten Regier: „Davon verstehst du nichts, Julian! Der Vilharz mag bieten, was er will! Das Wegerecht laß ich mir nicht abkaufen!“

An den folgenden Tagen lebte besonders in den Abendstunden der häusliche Streit wegen des Wegerechts immer wieder auf. Der Müller aber blieb hart und sagte, er erwiese dem Vilharz einen Dienst, wenn er ihm den Wunsch nicht erfülle. Juliane fand das so verdroben, daß sie ihrem Mann ankündigte, er käme noch ins Narrenhaus.

An einem Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst saß Liberat in seinem hellen Stübchen, las in den alten, sorgfältig aufbewahrten Kalendern des Hinkenden die Jahresrückblicke, wunderte sich, wie richtig der Hinkende doch manchmal das Kommende vorausgesagt hatte und machte sich seine Gedanken über den Lauf der Welt. Da trat Juliane gut gelaunt zu ihm und erzählte ihm nach einigen Bemerkungen über die Obstbäume im Garten einen Traum. Liberat, der unbedingt an die Bedeutung der Träume glaubte, hörte ihr dabei gerne zu. Sie sei, sagte Juliane, auf der Brücke gestanden und im Hambach sei der schwarze Körper eines toten Hundes dahergeschwommen. Am Pfeiler in der Mitte sei er hängen geblieben und sie habe große Mühe gehabt, das Tier mit einer Stange zu beseitigen.

„Kurios!“
sagte der Müller, „Hunde bedeuten Feindschaft und gar die schwarzen!“

„Aber es war doch ein toter Hund!“

„Das wird erst recht Schlimmes bedeuten. Aber ich weiß nicht. Wie war denn das Wasser? Klar oder dreckig?“

„Ganz klar.“

„Dann ist es etwas Gutes.“

Als Liberat dann mit seiner Pfeife in den Garten getreten war, um nach den Obstbäumen zu sehen, kam ihm doch plötzlich der Zweifel, ob der Traum seiner Frau nicht doch von schlimmer Vorbedeutung sei. Denn droben am Waldbrand über der vielbesprochenen Wiese stand ein Mann, der niemand anders sein konnte als Bilharz, der Vitusbauer.

Nun schritt er gar abwärts, etwas unsicher und nicht recht zielbewußt. Was sollte das bedeuten? Sollte er den Hund loslassen auf den Kerl. Er tat es nicht. Aufrecht stellte sich der Müller hinter dem Gartenzaun zwischen den Sonnenblumen auf, damit ihn der Vitusbauer ja sehen sollte, wenn er vorüberkam. Aber nun ging dieser gerade auf ihn zu, sagte leichthin: „Grüß Gott!“ und fing an zu reden.

Von dem Wegrecht natürlich. Der Liberat — er nannte ihn mit Vornamen — werde es sich nun doch überlegt haben. Hundert Mark in bar, sofort. Gefundenes Geld! Liberat ließ ihn ausreden, sah dann ruhig an ihm vorbei in die Weite und schüttelte den Kopf. Nein, nein, er brauche kein gefundenes Geld. Und niemanden werde er ein Wegrecht verkaufen, am allerwenigsten ihm, dem Vitusbauer. Das war deutlich und grob, aber der so Angeredete schien den Stich nicht zu fühlen und begann über die Minderwertigkeit der Wiese zu reden. Es wachse nur mageres Gras darauf, und an einigen Stellen schaue sogar der bloße Felsen

heraus. Ihm sei die Wiese recht, warf Liberat ein, und jetzt sei er sogar froh darum, daß er sie habe. Der Vitusbauer merkte jetzt, woher der Widerstand des Müllers kam.

Er brummte etwas von einem harten Dickkopf, der selber den Schaden habe von seinem Eigensinn.

Juliane war aus dem Haus getreten und hörte dem Gespräch zu. Nun tat der Vitusbauer den äußersten wohlüberlegten Schritt, den er sich als letztes Mittel zu

seinem Zweck aufgespart hatte, er fragte halb auch zur Müllerin gewendet, ob die Wiese, die ganze Wiese, denn nicht verkäuflich sei. Liberat lachte nur auf den Stockzähnen, bewegte verneinend den Kopf und beschäftigte sich mit seiner Pfeife, die ausgegangen war. Juliane aber, die hinter ihm stand, fragte: „Was bietet Ihr denn?“ worauf Liberat sich umwandte und mit verärgertem Gesicht sie anfuhr: „Halt dein Maul, Julian! die Wiese ist mir nicht feil!“ Der Vitusbauer zog ein Notizbuch hervor und warf ein: „Man kann doch darüber reden!“ „Frei-lich,“ sagte Juliane trocken, „und vom Vitusbauer kann man schon ein gescheites Angebot erwarten.“

Liberat wollte sich abwenden und weggehen, aber der Bauer hielt ihn am Ärmel fest und las aus dem Notizbuch vor: „Die Wiese beim



Liberat wollte sich abwenden und weggehen, aber der Bauer hielt ihn am Ärmel fest.

Brücke hat nach dem Grundbuch 9 Nr 40 Quadratmeter. Der Anschlag ist 190 Mark.“ Er machte eine Pause, denn nun sollte ein Bolltreffer kommen, der die Forderung zur Uebergabe zwang: „Ich biet vierhundert Mark, und die Nußbäume gehören euch, ihr dürft sie stehen lassen und schlagen wann ihr wollt!“ Liberat wurde einen Augenblick blaß. Er zog an seiner Pfeife und ließ eine gewaltige Rauchwolke aufsteigen. Juliane stieß ihn unbemerkt an. Das löste in ihm dann endlich die gewichtige Antwort aus: „Ich verkauf meine Wieſ' nit!“ Er wandte sich jetzt wirklich um und ging hinein. Juliane suchte dem Vitusbauer noch anzudeuten, daß das nicht das letzte Wort sei, dann ging sie ihrem Manne nach und nannte ihn den allergrößten Narren auf Gottes Erdboden. Aber Liberat, der zwar von dem Angebot noch etwas erschüttert war erklärte, ein Weib könne die höheren Regeln des Menschenlebens nie erkennen. Der Disput wollte kein Ende nehmen. Am Nachmittage hielt es den Müller nicht mehr zu Hause. Er ging in den „Auerhahn“ und gab dort am runden Tisch zu verstehen, daß der Vitusbauer seine Wieſe kaufen wolle. Da gab es nun auch Schadenfrohe und Neidlinge, die ihm vom Verkauf abrieten, die meisten Tischgäste sagten, vom Vitusbauer könne er ein schönes Geld erhalten; dem komme es auf hundert Mark mehr oder weniger nicht an, denn der Steinbruch verspreche ein gutes Geschäft. Das alles klang aber dem Müller nicht so sehr im Ohr wie eine andere Kunde vom Vitushof. Zwar hatte er früher schon davon gehört, daß es nicht gut stand zwischen dem Vitusbauer und seiner Frau, aber jetzt wurde von wüsten, nächtlichen Szenen im kinderlosen Vitushof erzählt, die Bäuerin halte es mit dem Großknecht, und beide hätten den Vitusbauer schon manchmal geschlagen. „Geschlagen?“ fragte der Müller. „Ja, mit dem Stuhlbein über den Kopf,“ erklärte der Knecht eines anderen Hofes, der es von der Magd auf dem Vitushof gehört haben wollte.

Nachdenklich ging Liberat an diesem Abend nach Hause zurück. Ihm fiel jetzt erst ein, daß der Vitusbauer zwischen Stirn und Ohr eine kaum verheilte Wunde durch den Hut nicht ganz hatte verdecken können. Aber wie um Gottes willen war es möglich, daß ein Mann sich solches gefallen ließ?

Einige Tage später schickte der Vitusbauer eine Magd herüber mit einem Zettel, auf dem nur die Zahl 500 stand. Liberat begriff, daß der Vitusbauer nun sein Angebot um hundert Mark erhöhe; er riß den Zettel mitten durch und gab die Stücke ohne weitere Erklärung der Magd zurück. Juliane, die Zeuge des ganzen Vorgangs war und den Zettel gelesen hatte, schwieg zunächst. Sie dachte nichts anderes, als daß der Vitusbauer nun eben sein Angebot

weiter erhöhen werde. Dann mußte endlich auch Liberat darauf eingehen, denn für so dumm hielt sie ihn doch nicht, daß er einen so günstigen Verkauf der Wieſe aus törichtem Eigensinn ausschlagen werde. Infolgedessen ging in der Mühle der Kampf Julianes um den Sieg der geschäftlichen Klugheit über die tief sinnigen Erwägungen ihres Mannes geräuschvoll weiter. Liberat blieb hart. Auf die Gründe seiner Ablehnung des Angebots ging er nun nicht mehr weiter ein. Er sagte zuletzt immer nur, Juliane verstehe nichts von dem, was hinter der ganzen Sache stehe. Durch die ganze Angelegenheit war er noch besinnlicher geworden und stand oft gedankenverfunken im Mahtraum, bis ihn der Klang der Schelle zum Nachschütten des Kornes mahnte. In seinem Stüblein blätterte und las er oft in den Kalendern und in seinem Lieblingsbuch, das die Weltgeschichte anschaulich erzählte.

In diesen Tagen hatte Liberatus vom Oberhambacher Lehrer ein Buch leihweise erhalten, das ihm gleich nach dem Lesen der ersten Seiten sehr wunderbar vorkam. Es hieß „Das wunderbare Vogelneſt“ und war von einem Geschichten-schreiber namens Jakob Christoffel von Grimmele-hausen verfaßt, der vor mehr als 250 Jahren lebte. Ein kurioses Buch! Da der Lehrer es ihm gegeben hatte, mußte er es ernst nehmen. Da war von einem Kerl erzählt, der in den Besitz eines wunderbaren Vogelneſtes gekommen ist, das unsichtbar macht. Damit geht er nun durch das Land, tritt unsichtbar in die Wohnungen der Menschen ein und kriegt Dinge, die sonst verborgen bleiben, zu sehen und zu hören. Das war starker Tabak, den nicht jeder vertrug! Manchmal war's auch sehr lustig zu lesen, ja, zum Beispiel dort wo der unsichtbare Besitzer des Neſt's sich in einem Keller an Käsläuben labt, die sehr scharf schmecken. Nachher muß er dann sehen, auf welche unglaubliche Weise die Bäuerin den Käsen die Schärfe gibt. Man kann es ja gar nicht nacherzählen heutzutage. Wie elend roh und lasterhaft war doch das Volk nach jenem furchtbaren Kriege, der dreißig Jahre lang das deutsche Land verwüstete!

So lebte Liberat neben der Arbeit her in diesem kuriosen Buche, das er geruhig, Zeile um Zeile las und überdachte. Dazwischen beschäftigte ihn die Geschichte mit dem Vitusbauer. Er mußte standhalten, er durfte sich nicht mirbe machen lassen durch das ewige Gezeter Julianes. Freilich rückte sie dabei immer das Geld in den Vordergrund, er aber hatte jetzt mit anderen Gründen zu kämpfen die ihn nachgiebig machen wollten.

An einem schwülen Abend saß Liberat in der Stube neben dem Mahtraum und war in das Buch vertieft. Die Mühle ging ihren einför-

migen Gang, das Wasser des Baches rauschte und plätscherte. Es gab jetzt viel Arbeit. Liberat war von der vorigen Nacht, in der er bis zwei Uhr morgens gemahlen hatte, etwas müde. Das Lesen der in altmodischer Sprache erzählten Geschichte vom wunderbaren Vogelneft machte ihm nun mehr Mühe als sonst. Er legte die Hand auf die Stelle, die er gerade gelesen hatte und dachte nach.

Draußen war es Nacht geworden, und alles war still. Die Kerzenflamme zitterte. Nie war dem Müller seine Stube so sonderbar vorgekommen. Die Welt und das Leben sind nicht auszudenken, kam es ihm in den Sinn. Immer erscheint einem das, was um einem ist, anders. In dieser Stube ist etwas Geheimnisvolles, und ich weiß nicht, was . . . Da — nach langem Sinnieren — wußte er es und zitterte bei dieser Entdeckung. Das Vogelneft! Das wunderbare Vogelneft war hier in der Stube! Schon lange lag es oben auf dem breiten Kachelofen, er hatte es nie recht beachtet, weil er glaubte, die Kinder hätten es heringebracht. Aber es war das Zanber-Vogelneft. Ohne Zweifel!

Draußen ging die Mühle und rauschte das Wasser. Milder Mondschein lag auf dem Vorgarten mit den Sonnenblumen. Liberat stieg auf die Ofenbank und ergriff bebend das Nest.

Nun mußte er also unsichtbar sein. Aber er sah immer noch seinen eigenen Körper, die Hand, die das Nest hielt, und seine mehlbestäubten Kleider. Sollte er hinübergehen und in den Spiegel sehen? Da war seine Frau. Die wollte er nicht ängstigen durch seine hörbaren Schritte.

Er öffnete die Tür und trat leise hinaus in den Mondschein. Vom Kirchturm schlug es zehn Uhr. Der Hund, der vor der Schwelle lag, schnupperte und wandte den Kopf hin und her. Er hatte seinen Herrn gewittert, sah ihn aber nicht.

Befriedigt ging Liberat weiter. Er wollte das Nest erproben. Im „Auerhahn“ war noch Licht. Er trat durch die offene Tür ein. Es saßen am runden Tisch noch einige Bauern. Sie schenkten ihm keine Beachtung, obwohl er gerade vor ihnen stand. Da setzte er sich als unsichtbarer Gast auf einen Stuhl mitten unter sie und hörte ihrem Gespräch zu.

Wovon redeten sie? Vom Vitusbauer und von ihm. Was sprach da einer? Der Müller werde endlich ja sagen, wenn der Vitusbauer tausend Mark zahle für die Wiese. Darauf spekuliere der Müller, und er habe recht.

Da soll doch . . . ! Liberat bekam einen Riesenzorn, wollte auf den Tisch schlagen und etwas sagen, da besann er sich aber auf seine Unsichtbarkeit, schwieg und stand leise auf. Im Einstrahlraum war niemand. Ein Glas Wein stand dort auf dem Schanktisch. Es machte Liberat Svab, es zu nehmen und still auszu-

trinken. Er kaunte den Wein. Durbacher war es zu 45. Aber unächtbare Gäste brauchen nichts zu zahlen. Als er nun hinausgehen wollte, besann er sich doch anders. Er kehrte um und legte 45 Pfennig auf den Schanktisch. Sowie er die Finger von den Münzen nahm, mußten sie den andern sichtbar werden.

Nun trieb es ihn einen Seitenweg hinauf zum Vitushof. Prächtigt lagen der alte und der neue Bau im Mondschein vor ihm. Der Hoshund lief ihm an langer Kette entgegen, witterte ihn, kehrte aber, da er ihn nicht sah, in seine Hütte zurück.

Die Tür zur großen Stube im Vitushof war zu. Drinnen hörte Liberat leise sprechen. Er drückte auf die Klinke, da riß ein Lustzug die Tür weit auf. Am Tisch saß der Großnecht und neben ihm Magdalene, die Bäuerin. Beide erschrafen, als die Tür so plötzlich aufging. Die Bäuerin, eine stämmige immer noch ansehnliche Perion, erhob sich und schloß die Tür wieder. Liberat stand jetzt mitten in der Stube. Die Bäuerin lachte: „Hast gemeint, der Bauer wär's? Laß ihn nur kommen!“ Sie legte dem Großnecht, einem vierschrötigen Kerl, ihren runden Arm um den Hals und sagte ihm etwas ins Ohr. Verflucht, da sieht's schlimm aus! dachte Liberat, rührte sich aber nicht. Die Bäuerin räumte Teller und Schüsseln ab. Liberat sah in ihrem Gesicht einen schlimmen, bössartigen Zug. Der Großnecht trank seinen Mostkrug aus und ging hinaus, nicht ohne der lachenden Bäuerin noch eine derbe Zärtlichkeit gewidmet zu haben. Liberat schlich zur Ofenbank, setzte sich und wartete. Die Bäuerin zählte im Nebenraum Geld.

Nach einer Weile wurden Schritte hörbar. Der Vitusbauer trat zur Tür herein. Er ging ganz anders als sonst, so wie wenn er krank oder sehr müde wäre. Er nahm den Hut ab. Da sah Liberat die leuchtende rote Narbe, die von der Stirn zum Ohr ging. Als er sich an den Tisch gesetzt hatte, hustete er laut, nahm Messer, Gabel und Löffel aus der Tischlade und legte sie geräuschvoll auf den Tisch. Eine Magd brachte eine Schüssel herein. In der Tür zur Nebenkammer stand die Bäuerin und schaute mit versteinerter kalten Gesicht in die Stube. Der Vitusbauer griff zum Löffel. Liberat sah, wie er vorsichtig kostend den Brei, oder was es war, im Mund behielt und ihn dann plötzlich anspie.

„Was habt ihr da hinein getan?“ schrie er mit bebender Stimme.

„Was schmeißt da!“ sagte die Bäuerin gellend. „Was in die Kartoffelsuppe hineingehört, das ist drin!“

Der Bauer aber sprang auf mit der Schüssel in der Hand. Die Bäuerin trat ihm entgegen, die Arme in die runden Hüften gestemmt.

„Ihr habt wieder von dem weißen Pulver

hineingetan!" sagte er leuchtend, zerschmetterte die Schüssel am Boden und packte die Bäuerin an den Armen. Sie wand sich unter seinem Zug-iff und wollte sich losreißen.

"Geht, daß Rattenvulver in der Suppe ist!" schrie er und faßte nach ihrem Hals. Sie stieß in der Todesangst einen martererschütternden Schrei aus, und da stand auch schon der Großknecht unter der Tür. Mit einem rasch losgerissenen Stuhlbein warf er sich auf den Bauer und erhob den Arm zu einem furchtbaren Schlag . . .

Liberat hatte, von Grauen geschüttelt, gesehen; man hielt ihn nichts mehr. Er schleuderte das Vogelnest fort und stürzte sich auf die rasenden Menschen. Schon lag der Bauer am Boden. Da Witzte sich gegen alles Erwarten der Knäuel. Was war das? Er konnte dem Großknecht das Stuhlbein nicht entreißen. Mit einemmal war gar niemand mehr da. Nebenanschaltete es aber fortwährend in immer gleichem Takt.

War das nicht die Klingel in seiner Mühle, die zum Korn-ausschütten mahnte? Er sah sich um, mußte aber erst die Augen aufschlagen.

Da erkannte er, daß er über dem alten Buch eingeschlafen war und geträumt hatte. Die Kerze zitterte noch wie vorher und war kaum kürzer geworden. Er wischte sich erschauernd den Schweiß von der Stirn und ging dann mechanisch hinaus in den Mahlraum, um Korn aufzuschütten.

Dann stand er lange vor dem holzgeschnittenen Maul, aus dem die Kleie in den Kleienkasten rieselte. Im spärlichen Kerzenschein sah es aus, als läche der Kleienlocher. Das mit dem Traum war dem Liberat aber nicht zum Lachen. Er machte sich mit den Säcken zu schaffen und dachte immer wieder das Eine. Dieser Traum ist mir von Gott gesandt worden! Die ausgleichende Gerechtigkeit besorgt er. Sie ist nicht unsere Sache.

Bis zum Morgen grauen war der Müller an der Arbeit. Er hatte dabei genug Zeit, den Dingen, die er im Traum erlebt hatte, nachzuzinnern.

Als der neue Tag heraufstieg, schickte Liberat eines seiner Kinder hinüber zum Vitushof, der Bauer möchte kommen. Julian hörte es stannend: War er nun endlich so weit? Wenn er flug war, holte — doch gute 90 Mark aus der Wiese.

Sie konnte ihre Gedanken natürlich nicht für sich behalten. Aber Liberat winkte ihr ab und sagte ganz ruhig: "Er soll das Begrecht haben für hundert Mark. Das war sein Angebot."

Juliane wollte ihm etwas hinschleudern, das keine Schmeichelei war, aber sie wurde durch seine merkwürdige Ausgeräumtheit und sein ernstes entschlossenes Gesicht so seltsam berührt, daß sie sich begnügte, zu sagen: "Liberat, du bist und bleibst ein Narr. Dem Vitusbauer noch ein Geschenk zu machen! Das ist ausgleichende Gerechtigkeit, gelt?"

Liberatus strich ihr über den Arm in unbewußter Zärt-

lichkeit, die auch in seiner Stimme mitschwang: "Julian, sei still jetzt! Der Vitusbauer ist ein armer Mann. Armer als wir."

Dann trat er ans Fenster, um nach dem Gerufenen Ausschau zu halten. Als er ihn kommen sah, sah er ihm freundlich entgegen.

Nicht alles, was du lernen kannst,
Vermag ein andrer dich zu lehren;
Nur was du mühevoll selbst gewannst,
Ist dein und wird dein Tiefstes mehren.

Ein edler Trieb wirkt mehr auf die Vollendung des Menschen als hundert gute Lehren, und die schlechte Leidenschaft wird am besten durch Erregung einer besseren bekämpft.



Juliane

Sie stieß in der Todesangst einen martererschütternden Schrei aus, und da stand auch schon der Großknecht unter der Tür.